Saar-Zeitung

Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Schlummernde Kräfte ruhen in dir

Seit der Antike hat es kein Zeitalter gegeben, dem nicht Kraft- und Tapferkeit, Verfeinerung des Körpers zu hohes Ziel gewesen wäre, wie dem unseren.

Wir erkennen aber aufs neue, daß wichtiger als alle Körperkraft die Stärke des Willens ist — ja, daß ohne zusammenhängende Willenskraft niemand in der Ausbildung der Körperkraft Großes erreichen kann — ganz zu schweigen von der innerlichen Ausbildung des Menschen.

Tief in der menschlichen Seele verborgen liegen schlummernde Kräfte: wenn wir sie erwecken, werden immer neue Ausstrahlungen ihrer Wesenart in uns wirksam: wir werden die Wahrheit sagen, wo wir uns durch eine ganz kleine, unscheinbare Lüge große Unannehmlichkeiten ersparen können — mit werden unseren Sinn bezähmen, selbst dann, wenn wir glauben, wir Mut besitzen zu müssen — wir werden die zähelte Unbequemlichkeit überwinden, wie ein guter Reiter das störrische Roß in seine Hand bekommt — wir werden unsere Schmerzen schweigend ertragen lernen und unsere Begierden unbedachtes lassen, auch wenn sie schreien wie hungrige junge Vögel im Nest, die gefüttert werden wollen.

Aber diese Kräfte müssen geübt, sie müssen auch gepflegt werden, soll werden sie unwirksam, schlafen ein und werden zu einer Schwächung. Und wir wollen nicht schwach sein, wir wollen stark und tapfer und mutig sein!

Die Liebe ist der Herzschlag unserer Kräfte. Wer immer nur an sich denkt und nur für sich lebt, der geizt, daß er gar wenig Kraft besitzt, denn kaum hätte er den Wunsch, seine Kräfte zu üben. Wer liebe hat, der hat immer Ueberfluß an Kraft.

Wer fragt: Wie kommt man an seine Kräfte heran; wie erwacht man sie zum Erkennen, schenkenden Leben? Das ist einfacher als wir wohl glauben. Liebe und Hilfe im Kleinen, Vergessen, auch in der scheinbar geringsten Verrichtung, in der kleinsten Pflicht wie im Großen, das ist der Zauberschlüssel, der unsere Kräfte freisetzt. Frauen und Mädchen haben von der Natur den Instinkt, wie sie verborgene Kräfte in uns bildet unter ihren leichten Händen auch das Leben am kindlichsten — die unscheinbaren Gaben ihres Gemütes bringen Licht und Helle in die Welt, deren diese so sehr bedarf.

Wer bisher nicht an seine eigenen Kräfte heran konnte, beginne mit Kleinigkeiten, mit bescheidensten Uebungen, er braucht sich nur im Raume umsehen, sein Gegenüber betrachten, sein Verhältnis zur Natur, zu seinem Lebensmitmenschen oder zu seinen Familienmitgliedern und Freunden zu überdenken. Ist da wirklich alles in Ordnung? Sind wir wirklich selbstlos, hilfsbereit, gefällig, eigenschaftig, nachsichtig gegen unsere Lieben? Wir sind daraus ungeheuren, weil das besser sein könnte, weil wir vielleicht ungeduldig sein muß und ohne unser Wissen und unseren Willen.

Ein Gelangungen ist jeder Mensch, der sich nicht zur Liebe erzogen hat, zur Liebe, die alles umfaßt, was unseren Weg kreuzt — sei es ein Mensch, ein Tier, ein Gegenstand, eine Arbeit, eine Kunst, eine Pflicht — sie alle brauchen Liebe und achtsame Pflege, wie die Blume das Licht zum Blühen — darum wollen wir uns der Liebe vertrösten — dann werden wir stark, innerlich und äußerlich — denn sie ist der Pulsschlag in unseren Kräften.

Jris.

Und darum ist der Mai so schön . . .

Foto: Sig. Kieglich (M).

Die Sache mit dem Regenschirm

Da die Konferenz im Saalen Hambert bereits 9 Uhr 15 empfohl war, hatte Hellen es sehr eilig, als er 6 Uhr 10 Ecke Wilhelmstraße Straße kam. Er pfiff noch einem Taxi, am Fahrdamm steht warten zu lassen. Im selben Augenblick, als der Wagen hielt, kam ein Mädchen angelaufen und rief atemlos: „Schaffer, halt Sie leer!"

„Nein, der Wagen ist besetzt," entgegnete Hellen und öffnete den Schlag.

„Bitte, gelt schön," sagte das Mädchen ungeduldig und sah sich mit einer Geste der Verzweiflung nach einem anderen Wagen um, es war aber kein anderer Wagen zu sehen.

Hellen, der schon einsteigen war, hatte den Eindruck, daß es für das Mädchen von ganz wichtiger Dinge ging. „Bitte, Sie können so mitfahren," sagte er.

Im Dunkeln seinen Augenblick traf Hellen die Feststellung, daß das Mädchen sehr hübsch war, und die Aufregung, in der sie sich befand, gab ihr einen ganz besonderen Reiz. Ihre Brauen waren in die Höhe gezogen, die haselgrauen Augen hatten einen sehnsuchtsvollen Blick, und ihr Mund, der ein wenig offen stand, war von einem frischen Rosa. „Wohin wollen Sie?" sagte er.

„Der Straßenbahn nach," sagte sie. „Ich muß unbedingt die 70 erreichen."

„Wollen Sie mit der 70 weiterfahren?"

„Nein, nur will ich nicht, ich muß aber die 70 einsteigen! Schaffer, fahren Sie schneller! Ich bin eine dumme Gans, die mir da passiert ist!"

„Wollen Sie mir nicht sagen, was das für eine geheimnisvolle Sache ist, daß Sie die 70 unbedingt einholen müssen? Ich nehme an, daß sich in der Bahn niederes ein junger Mann befindet, dem Sie eine dringende Mitteilung zu machen haben."

Sie nach ihn mit einem strengen Blick. „Es handelt sich um eine ganz wichtige Sache! Ich habe meinen Regenschirm in der Bahn vergessen. Den muß ich wieder haben!"

„Das ist aber ärgerlich," sagte Hellen zu, ganz belästigt, daß es sich um einen neuen Regenschirm handelte.

An der Haltestelle war die 70 endlich eingetroffen, der Zug hielt, schon sprang das Mädchen auf die Straße. „Schaffen Sie, daß ich Sie begleite," bat er. „Ich muß mir Ihren Schirm unbedingt noch ansehen!" Er entfernte den Fahrer und eilte hinter den Mädchen her, quer über den Fahrdamm, auf die Straßenbahn zu, die eben in Bischern begriffen war. Im letzten Augenblick schwangen sich die beiden auf die Plattform. „Haben Sie vielleicht meinen Schirm gesehen, daß sie hier vergessen haben?" rief das Mädchen dem Schaffner zu.

„Da haben wir den Schaffner," sagte der Schaffner und zieh sich das Kinn. „War es ein grauer? Der Schirm ist nicht mehr da, eine Dame hat ihn an sich genommen und ist Ecke Dönner Platz damit ausgestiegen. Ich konnte sie nicht daran hindern!"

„Leider!" sagte das Mädchen und stampfte mit dem Fuß auf.

An der nächsten Haltestelle verließ das Mädchen die Straßenbahn, gefolgt von Hellen, der ganz sonderbar war, daß er das Gefühl hatte, mit dem Regenschirm eine kleine Tragödie genommen war. „Was sagen Sie zu der Gemeinheit?" sagte sie mit ganzverzerrtem Gesicht und bis zum funkelnden Augen.

Er sah diese Augen funkeln und dachte ein wenig mit der grausamen Ueberlegenheit eines Mannes, der die Frauen einer Frau um einen verlorenen Gegenstand niemals begreifen kann. „In der Tat, eine Gemeinheit," sagte er. „Sie müssen sich sofort einen neuen Regenschirm anschaffen!"

„Nein," antwortete sie ihn.

„Lassen Sie mich ausreden. Die Dinge liegen so, daß ich mich moralisch verpflichtet fühle, wenn ich Ihnen einen neuen Schirm schenken darf! Mein Leben läßt es einfach nicht zu, daß ich dem Schicksal machtlos dankbar bin, daß ich Ihren Schirm verloren habe!"

„Nein," wiederholte sie streng. „Ich kann mir unmöglich einen neuen Schirm von Ihnen schenken lassen! Da ich sehr gut weiß, daß Sie mich überhaupt sehr nett Se geht aber nicht!"

„Warum geht es nicht?"

„Ich nehme Ihre Gefälligkeit nicht an, weil ich mich nicht mit meinen Gefälligkeiten ein kenntlich zeigen kann!"

„Ich erwarte aber gar keine Gefälligkeiten." „Sie legen mich die Wahrheit. Wenn ich Ihr Geschenk annehme, so erwarten Sie zumindest, meine Bekanntschaft zu machen!"

„Das muß ich allerdings zugeben! Ich bin ganz sonderlich, wenn man mir ein hübsches Gesicht ganz kennenlernen will!"

„Ich verstehe es aber, auf diese Weise Bekanntschaften zu machen! Es geht nicht! Vielen Dank! Guten Tag, gnädige!"

Hellen lief dem Mädchen nach: „Bitte, hören Sie mein letztes Wort! Ich gebe meine Zustimmung. Ich kennenlernen, daß ich Ihnen darauf, Sie jemals wiedersehen? Ich verspreche auf Ehre! Wer antworten Sie mein Geschenk an!"

„Nein, nein! Lassen Sie mich gehen! Sie machen mich ja ganz nervös! Regenschirm an Ihnen, und ihre kleine schmale Hand schien sich auf einmal ganz weich und zu bitten. Sagen Sie, sagte sie, ihm gerade in die Augen blickend, „ich nehme Ihr Geschenk an, wenn Sie versprechen, daß es verziehen wollen, mich wiederzusehen?"

„Abermals!" sagte er und nahm mit einem triumphierenden Lächeln die kleine Verbeugung an Danen herunter Sie ein Geschäft. Hellen sah das Lächeln Regenschirm nicht vergessen. Das Mädchen hatte ein glückliches Kinderlachen, als sie ihm die Hand reichte mit einem Augenblick aus Schirm! „Leben Sie wohl, sagte er, „ich werde mich neben Ihnen an Sie denken müssen!" sagte er.

Mit einem Lächeln sah sie ihn an und bot ihm die Hand zum „Aufwiedersehen" nicht! Schon im neben Tagen werden Sie mich vergessen haben! Leben Sie wohl!"

Da dennoch es zu regnen. Ein heftiger Schauer prasselte nieder, und Hellen sah, daß es stärker wurde, bei die Straße überschwemmte. Sie hatte den Schirm vergessen! „Gnädige!" sagte er, sagte sie, „gnädige Sie es ein Taxi. Sie sind ganz durchnäßt! Nehmen Sie mich meine Geste und unter meinen Schirm!"

„Regenmenschen," sagte er. Hinter den Schirm sprang sie bei und sah die Tapis hoben. „Wo unser Schirm," sagte er mit einem leisen Lächeln, „wird in ganz naß! Steigen Sie ein, ich nehme Sie ein Stückchen mit, bis der Regen hat versagen hat!"

Stark sah sie ihn an. „Regenmenschen," sagte sie noch einer Weile und hing ein. Am Steuer saß derselbe Fahrer, der sie noch vorhin gesehen hatte, und er lächelte ganz eigentümlich.

In Hellens Nähe saß ein ihrer Hambert war ganz sonderbar zumute und sah von Zeit zu Zeit schwach auf die Uhr.

Heinrich Seiler.

Der Mann mit dem Feuermal

KRIMINALROMAN VON A. POGNER

(6. Fortsetzung.)

Als der Brief in den Kasten eingeworfen war, setzte Dagobert sich in die Stadtbahn und fuhr nach Lichtenrade. Die Straße und das Haus waren bald gefunden. Der Hausbesitzer war noch derselbe. Er konnte sich der Familie Gerlach noch sehr gut erinnern.

„Es ist ihnen eine Zeitlang furchtbar schlecht ergangen, Herr. Die Mutter war schwer leidend. Der Sohn war krank. Er hatte von seinem Vater das Lungenleiden geerbt. Die ganze Last der Krankenpflege und des Gelderwerbs lag auf den Schultern des älteren Sohnes, der — obzwar noch sehr jung — ein ausgezeichneter Geiger war."

„Ich habe auf dem Standesamt erfahren, daß das Ehepaar Gerlach nur einen Sohn besessen hatte."

„Nein, es waren zwei Söhne da. Ein blonder, der dem verstorbenen Vater ähneln sollte, dann ein dunkelhaariger, der wieder ganz die Mutter war."

Bert Haller schüttelte den Kopf. Hier stimmte etwas nicht. Dann aber lächelte er. Ja, konnten die Gerlachs nicht auf die gleiche Weise einen Sohn bekommen haben, wie sein gütiger, väterlicher Freund einen „Neffen"?

„Hatte der ältere Sohn vielleicht ein Muttermal auf der Stirn? Es soll rot gewesen sein, soll die Form eines Kreuzes gehabt haben."

„Das kann ich nicht sagen. Der ältere Sohn trug sein Haar sehr lang. Manchmal hingen ihm die Locken bis in die Augen."

„Könnten Sie mir das Aeußere der beiden Söhne etwas näher beschreiben?"

„Ich kann Ihnen sogar ihre Lichtbilder zeigen. Es ist eine ganze Menge davon vorhanden. Als nämlich die Söhne nach dem Tode der Mutter von hier fortzogen, haben sie aus Versehen eine kleine Schatulle vergessen, ein sehr hübsches Kästchen mit Elfenbeinschnitzerei und Einlegearbeit. Als meine Frau und ich das Kästchen öffneten, fanden wir nur Lichtbilder darin. Da sagte ich zu meiner Frau: „Das Kästchen mit den Bildern wollen wir für die Söhne aufbewahren. Gewiß kommen sie eines Tages und fragen danach." Aber sie kamen nie. Darum haben wir das Kästchen in die Bodenkammer getragen, weil meine Frau keine Lichtbilder von fremden Menschen in ihrer Wohnung dulden will."

Leider aber war das Kästchen trotz eifrigen Suchens auf dem Boden nicht mehr zu finden. Von Bert in die Enge getrieben, gestand die Frau es endlich ein, daß sie diese hübsche Schatulle zu Ostern ihrer verheirateten Tochter mitgegeben habe, als diese für eine Woche zu Besuch gekommen sei.

„Wo wohnt diese Tochter?"

Bert Haller wunderte sich selber über den strengen Ton, den er plötzlich anschlug, aber sein Aerger war auch zu verstehen. Welche große Hilfe wäre dem Onkel aus seinem Inhalt erwachsen!

Die Frau des Hausbesitzers war ganz geknickt. „Meine Tochter wohnt jetzt außerhalb," sagte sie kleinlaut, „in Elbing."

„Geben Sie mir ihre Anschrift!"

Die Frau fing an zu weinen. Sie hatte plötzlich große Angst, daß ihrer Tochter aus dieser Schatullengeschichte Unannehmlichkeiten entstehen könnten. Dagobert mußte nun all seine Beredsamkeit aufbieten, um sie zu beruhigen. Als sie dann zu lächeln begann, fragte der junge Mann, ob sie sich noch gut Gerlachs entsinnen könne?

„Das will ich meinen! Die Frau war trotz ihrer Armut eine auffallend schöne Erscheinung. Ihre Söhne waren auch sehr schön. Das heißt, sie hatte eigentlich nur einen, der ihren Namen trug, der andere hieß Wilkin, Erich Wilkin."

Dagobert von Haller war plötzlich Feuer und Flamme.

„Eben dieses Wilkins wegen bin ich herausgekommen, liebe Frau. Können Sie sich noch entsinnen, was für einen Charakter er hatte?"

„Er war sehr stolz und unzugänglich und in höchstem Grade verschlossen. Wenn er zu Hause war, getraute sich keiner aus der Nachbarschaft, die kranke Frau Gerlach zu besuchen. Er ließ niemanden über die Schwelle. Allen schlug er die Tür vor der Nase zu."

„War er auch gewalttätig?"

„Das ist leicht anzunehmen. Aber ich habe keine Beweise dafür. Nur weiß ich, daß jedermann sich hütete, mit ihm in Streit zu kommen. Er hatte so etwas in seinen Augen, das ganz gefährlich aufleuchten konnte."

„Sonst wissen Sie nichts über ihn zu sagen?"

„Nein. Höchstens, daß er sehr schön auf der Geige spielen konnte. Und darum haben ihn viele gern gehabt. Er hätte damals auch viel mehr Geld verdienen können. Aber er war sehr stolz und unnahbar. Die Leute getrauten sich nicht an ihn heran. Und jetzt ist er auf einmal ein berühmter Mann geworden!"

„Wieso?"

„Nun, seine Name ist doch jetzt oft an den Anschlagsäulen zu lesen: Solist Erich Wilkin. Haben Sie das nie gesehen?"

„Nein! Nie! Ich gehe sehr wenig in die Konzerte."

Dagobert Haller schien es plötzlich, daß die Hausbesitzersleute noch nichts von der Ermordung Gerlachs wußten. Sie waren jetzt so viel im Garten beschäftigt und kamen gar nicht dazu, die Zeitung bis zu Ende zu lesen.

Als sie aus Hallers Mund diese grausige Neuigkeit vernahmen, waren sie hochbestürzt.

„Hat man denn schon den Mörder gefunden?"

„Nein. Einstweilen noch nicht. Man hat aber den Wilkin im Verdacht, dieses Verbrechen verübt zu haben."

Dagobert hatte erwartet, mit diesen Worten einen großen Trumpf auszuspielen, und dann eine heftige Widerrede zu hören. Statt dessen verhielt sich das Ehepaar mäuschenstill. Nach einer Weile erklärte der Ehemann zögernd: „Wir hatten es immer geahnt, daß es einmal kein gutes Ende mit ihm nehmen würde . . ."

„Aber weshalb denn?"

„Weil . . . nun, weil er eben kein Mensch ist wie alle anderen!"

„Darum muß er doch nicht gleich ein Mörder sein!"

„Wenn Sie ihn einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen haben, Herr, dann werden Sie meine Worte begreifen."

Dagobert sah, daß er aus den beiden Leutchen nichts mehr herausholen konnte und verabschiedete sich. Er hatte es schließlich auch eilig. Er wollte doch um vier Uhr mit dem Schnellzug nach Elbing fahren. Aber er hatte immer noch Zeit, um seine Wohnung aufzusuchen und seinen Koffer zu holen. Außerdem rief er bei Weddingens an. Gisela war selbst am Apparat. Sie bedauerte es sehr, daß er morgen nicht nach „Waldfrieden" kommen konnte, und sie sagte ihm ein paar liebe Worte, von denen es ihm fast schwindlig wurde. Er wußte ja, daß er sich keine Hoffnungen machen durfte. Er kannte die Wünsche Weddingens, der nur einen reichen Schwiegersohn für seine Tochter haben wollte.

Am nächsten Morgen, es war kurz nach acht, zog Dagobert an der Ohligerschen Wohnungstür die Klingel. Lange Zeit wurde überhaupt nicht geöffnet. Dann kam ein sehr verschlafener Mann an die Tür, schaute durch die Scheibe und fragte mürrisch nach dem Begehr.

„Ich möchte Frau Ohliger sprechen!"

„Meine Frau ist mit den Kindern an der Ostsee."

„Dann muß ich eben mit Ihnen verhandeln."

„Kommen Sie morgen wieder! Heute ist Sonntag, da bin ich für niemanden zu sprechen."

„Ich kann leider nicht bis morgen warten. Ich bin von der Kriminalpolizei . . ."

Da wurde der Mann gleich sehr freundlich und öffnete ohne Verzug die Tür. Er bat sogar den Herrn, in die gute Stube zu treten.

„Ja," antwortete er dann auf die Frage, „meine Frau hat wirklich eine solche Schatulle

Zeichnung: Kießlich M

Er war auf einmal sehr liebenswürdig und begann mit großem Eifer alle Schubladen und Schränke zu durchstöbern

aus Berlin mitgebracht. Die Kinder haben sich sehr über die Lichtbilder gefreut, haben die Scheren geholt und gleich auszuschneiden begonnen. Aber da hat ihnen meine Frau die Bilder wieder abgenommen und gesagt: „Sie müssen ganz bleiben. Vielleicht werden sie doch noch eines Tages verlangt" "

„So haben die Kinder nicht alle Bilder zerschnitten?"

„Glücklicherweise nur einige."

„Wo befinden sich jetzt diese Bilder? Wenn Sie mir dieselben schnell herbeischaffen, können Sie sich womöglich noch eine gute Belohnung verdienen. Fünfhundert Mark vielleicht."

„Das wäre nicht übel! Ein Familienvater kann immer Geld gebrauchen. Und je mehr es ist, desto besser!"

Er war auf einmal sehr liebenswürdig und begann mit großem Eifer alle Schubladen und Schränke zu durchstöbern, aber er fand weder die Schatulle, noch die Lichtbilder.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als an seine Frau in den nahen Badeort zu telefonieren. Da wurde ihm der Bescheid, daß sie mit den Kindern einen Ausflug auf einem Dampfer unternommen habe und nicht vor Abend zurückerwartet würde.

„Zum wenigsten hätten Sie doch die Schatulle finden müssen!" murrte Dagobert mit übler Laune.

Der Mann wurde plötzlich verlegen.

„Die Schatulle . . . ja, die hat meine Frau ihrer Freundin zum Geburtstage geschenkt. Aber wir werden sie wieder erhalten! Irgend ein Vorwand läßt sich schon finden. Ich bitte Sie, nur bis morgen Geduld zu haben."

Aber Dagobert hatte gar keine Geduld. Er war einfach zornig. Was sollte er jetzt beginnen? Als er heute früh um acht Uhr auf die Post ging, um zu fragen, ob eine Drahtnachricht für ihn da sei, hatte er die Frage nur aus Gewissenhaftigkeit gestellt, denn er war fest davon überzeugt, daß sich nichts vorfinden würde. Außer dem Privatdetektiv kannte ja keiner seine Adresse. Und die hatte er erst gestern während der Bahnfahrt durch eine Drahtnachricht bekannt gegeben. Nun hatte er zu seiner Verblüffung ein Eiltelegramm erhalten: „Fahre heute Hamburg. Wilkin spielt dort im Symphoniekonzert. Vertreten Sie mich Berlin. Scheffler."

Dennoch mußte Herr Ohliger lange auf den strengen jungen Herrn einreden, ehe es ihm gelang, ihn zu überzeugen, daß er — er schwöre einen Eid darauf — die Schatulle nebst Lichtbildern an die Adresse schicken würde, die man ihm angäbe. Und zwar morgen schon. Und eingeschrieben. Und mit „Durch Eilboten bestellen". — Dagobert mußte sich wohl oder übel einverstanden erklären. Er fuhr zur Bahn und erwischte den Zug gerade noch in letzter Minute.

Die Fahrt nach Berlin ging gut vorbei. Er hatte eine angenehme Beschäftigung: er dachte an Gisela. Zwar wußte er ganz genau, daß ihn Edmund Weddingen niemals als Schwiegersohn anerkennen würde, aber es war doch so herrlich, an das schöne, junge Mädchen zu denken und in Gedanken mit dem Glück zu spielen.

In Stauffens Wohnung hatte er eine Nachricht Schefflers vorgefunden. Nachher überzeugte sich Bert auch durch die Nachrichten in den Hamburger Zeitungen: der beliebte und talentvolle Geiger Erich Wilkin spielte im Symphoniekonzert.

„Der Mann ist genau so frech wie verschlagen," dachte Dagobert. „Aber Scheffler wird ihn heute Abend direkt aus dem Konzertsaal verhaften lassen. Dann kann Onkel endlich seinen wohlverdienten Urlaub antreten."

Dagobert hatte die Aufgabe, in Abwesenheit Schefflers den Fabrikanten Weddingen zu beobachten. Er glaubte, diese Aufgabe am besten zu lösen, wenn er Herrn Weddingen einfach anriefe und sich nach dem schönen Füllen erkundigte. Durch diese kleine Aufmerksamkeit erwies er dem Vater Giselas außerdem noch einen Gefallen. Denn gleich nach seiner Tochter kamen seine Tiere.

Herr Weddingen war sehr erfreut. Er lud Dagobert sogar ein, den Abend bei ihm zu verbringen, weil es ihm ohne seine Tochter sehr einsam vorkäme.

Dagobert sagte zu und fragte, wann er kommen dürfe?

„Kommen Sie sofort. Je früher, desto besser. Ich gehe nicht aus, liege im Gartenstuhl und blase blaue Ringe in die Luft."

„Ich werde mir die Freude machen und in einer halben Stunde bei Ihnen sein."

Allein Dagobert sagte wissentlich die Unwahrheit. Er wollte nicht erst nach einer halben Stunde Weddingens Villa betreten, sondern schon nach fünf Minuten. Er ging sofort auf die Straße, nahm ein Auto und fuhr davon. Als er sich der Weddingenschen Villa näherte, sah er, daß der Fabrikant einen Seiteneingang, der durch ein Stückchen Garten direkt ins Haus mündete, aufschloß und das Grundstück betrat. Er mußte nicht weit gegangen sein, denn er war ohne Kopfbedeckung. Außerdem schienen seine Hausangestellten nicht zu wissen, daß ihr Herr auf diesem ungewöhnlichen Wege für einige Minuten das Haus verlassen hatte.

Dagobert hatte schon bei Weddingens Anblick seinen Wagen halten lassen. Nun lohnte er ihn ab und ging langsam zur Nebenpforte. Er hatte das Gefühl, daß er hier eine wichtige Entdeckung machen könnte. Er hatte sich nicht getäuscht. Er fand auf der Erde, dicht an der Pforte, ein Stück von einem Telegrammblatt.

„Aha!" dachte der junge Mann und schüttelte den Kopf, „nun habe ich ihn! Er war noch schnell auf das nahe Postamt geeilt und hatte an irgend jemand eine Drahtnachricht aufgegeben!"

Dagobert eilte auf das Postamt. Er zeigte dem Beamten seinen Ausweis. Einige Minuten später hatte er das Telegramm in der Hand, das Weddingens Handschrift aufwies. Das Telegramm lautete: „Weiß nicht, wo Sie zu treffen sind. Muß Sie sprechen. Rufen Sie mich spät abends telefonisch an. Weddingen."

Das Telegramm aber war an Erich Wilkin, zur Zeit Hamburg, Konzerthaus Beethoven, gerichtet.

„Donner und Doria!" rief Dagobert verblüfft. „Das hätte ich doch nie und nimmer erwartet! Onkel hatte also recht, als er behauptete, daß Weddingen und Wilkin miteinander bekannt waren, und daß Weddingen mehr von den beiden Verbrechen wußte, als man annehmen konnte. Es tat Dagobert in der Seele weh, daß er den Vater seiner angebeteten Gisela in dieser äußerst verfänglichen Lage sehen mußte. Aber er beschloß, dem Beispiel seines Onkels zu folgen, und nichts von dem zu verraten, was er in Erfahrung gebracht hatte.

Nur, als er mit Weddingen später rauchend im Garten saß, warf er wie von ungefähr die Frage auf: „Sind Sie heute gar nicht ausgewesen? Bei diesem wunderbaren Wetter?"

Weddingen schüttelte verneinend den Kopf.

„Wozu soll ich ausgehen, wenn ich es hier so schön habe?"

Dagobert verabschiedete sich ziemlich früh. Er wußte ja, daß Weddingen das Haus nicht verlassen würde. Er wartete doch auf den Anruf Wilkins. Das Postamt aber wußte wegen dieses Anrufs schon Bescheid.

— — — — — — — — — — — —

Gisela war zu Fuß nach „Waldfrieden gegangen. Der Kommissar hatte sie erst am Abend zu sehen bekommen und dies ganz durch Zufall. Er ging in die Küche, um zu sagen, daß er von seinem Spaziergang zurückgekommen sei, Frau Vogel könne nun das Essen auftragen — da saß Gisela neben der alten Frau auf der Holzbank, hielt die rechte Hand der Frau fest in der ihren und plauderte munter darauf los.

Als sie Stauffens ansichtig wurde, sprang sie auf und streckte ihm fröhlich die Hand entgegen.

„Haben Sie sich hier schon etwas eingewöhnt?" fragte sie. „Es ist ein wenig still hier. Aber für mich bedeutet das den allergrößten Vorzug."

„Ich liebe ebenfalls die Stille. Ich bin Ihrem Vater sehr dankbar, daß er mich eingeladen hat, einige Tage hier in Ruhe zu verleben."

„Sind Sie schon einmal durch das ganze Haus gegangen?"

„Nein. Gibt es dort etwas besonderes zu sehen?"

„Nicht viel, aber immerhin etwas. Vorausgesetzt, daß Sie schöne, altertümliche Möbelstücke zu schätzen wissen."

„Ich habe in meiner Wohnung noch die ganze Einrichtung meiner Großeltern. Das spricht doch für mich?"

„Sehr sogar. Wenn Sie Lust haben, machen wir gleich nach dem Abendessen einen kleinen Rundgang."

„Ich bin für Ihre Liebenswürdigkeit sehr dankbar."

Stauffen aß kaum etwas. Er war zu unruhig. Er wartete mit Ungeduld darauf, daß Gisela ihn endlich abholte. Angeregt plaudernd gingen sie dann durch das ganze Haus. Mit aufrichtiger Bewunderung betrachtete Stauffen die vielen alten und wertvollen Möbelstücke.

„Sie haben ja hier ein ganzes Museum aufgespeichert," sagte er anerkennend.

„Ja, die Möbel sind schön," bestätigte Gisela. „Aber das schönste Stück haben Sie in Ihrem Zimmer stehen: Großpapas Schreibtisch. Ich habe ihn von allen Möbelstücken stets am liebsten gehabt. Schon, weil er so mancherlei Geheimfächer hat. Nach Großpapas Tod hat sich Papa alle erdenkliche Mühe gegeben, um die Hauptgeheimfächer zu finden, in welchem Großpapa seine Papiere verwahrte. Manchmal saß ich neben Papa und staunte über die unendliche Geduld, die er dabei an den Tag legte."

„Nun, dafür blieb auch später die Belohnung nicht aus?!"

„Sie blieb aus. Leider. Papa fand die Geheimfächer nicht. Er grämte sich viel deshalb. Zwar hat er mir niemals davon gesprochen, aber ich müßte eine schlechte Tochter sein, wenn ich nicht in seinem Herzen zu lesen verstünde."

Stauffen hörte gespannt auf Giselas Worte. Als sie eine Pause eintreten ließ, sagte er fast heiter: „Ich bin sozusagen davon überzeugt, daß es in diesem Schreibtisch gar keine besonderen oder schwer zu findenden Geheimfächer gibt!"

Gisela lachte munter auf.

„Nicht gibt? Ja, wenn ich sie nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, würde ich Ihnen glauben."

„Sie haben sie gesehen? Wann?"

„Als ich einmal unangeklopft zu Großpapa ins Zimmer rannte, erwischte ich ihn dabei, wie er vor seinem Schreibtische saß und in einigen langen und schmalen Schubladen herumkramte. Als er meiner ansichtig wurde, schrie er zornig, ich solle machen, daß ich hinauskäme, aber ich habe mir trotzdem diese schmalen Schubladen etwas näher angesehen. Da nahm er mich an der Hand und führte mich vor die Tür. Und dann hat er natürlich von innen zugeriegelt."

„So haben auch Sie diese Schubladen später nicht mehr gesehen?"

„Nein! Und ich habe nicht wenig danach gesucht."

„Hatten denn diese Schubladen ein anderes Aussehen, als die übrigen?"

„Ja. Alle Schubladen des Schreibtisches haben silberne Griffe zum Herausziehen. Diese vier aber hatten nur lose Bänder, hellgrüne, kurze und anscheinend sehr weiche Bänder. Ich sehe sie noch heute vor mir, weil sie so grasgrün waren."

„Ich möchte diese Schubladen gern einmal sehen."

„Wollen wir gemeinschaftlich danach suchen? Sie, als Polizeibeamter, müssen eine besonders gute Nase dafür haben!"

„Die habe ich leider nicht, gnädiges Fräulein. Aber ich danke trotzdem für Ihr Anerbieten. Auch, wenn ich es nicht annehmen darf."

„Dann zeige ich Ihnen etwas anderes. Warten Sie hier eine halbe Minute!"

Gisela rannte die Treppe in das obere Stockwerk hinauf, kam aber sehr schnell und mit langem Gesicht wieder zurück.

(Fortsetzung folgt.)